



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1925

2 (1925)

Caritasblüten

Nr. 2

1925

Das kostbare Blut unseres Erlösers.

(Dr. theol. Georg Hütten, Dechant.)

Kostbares Blut, so heißt es in allen Sprachen, das Blut Jesu Christi! Und in Wahrheit, es ist kostbar, dieses heiligste Blut; kostbar, weil es das Blut des Sohnes Gottes ist; kostbar, weil es uns erlöst; kostbar, weil es uns der göttlichen Natur teilhaftig macht, zu Kindern Gottes erhebt und das Unrecht auf den Himmel zurückgibt; kostbar, weil es jedem Gedanken, jedem Worte, jedem Werke, das wir im Stande der Gnade auf die Ehre Gottes richten, einen höheren Grad der Gnade auf Erden und einen höheren Grad der Glorie im Himmel verleiht; kostbar, weil ein Tropfen desselben als von unendlichem Werte hinreichen würde, um tausend Welten zu erlösen.

Aber nicht einen Tropfen seines kostbaren Blutes hat der Herr für uns dahin gegeben, sondern all sein Blut bis zum letzten Tropfen seines göttlichen Herzens hat er seinem himmlischen Vater dargebracht; dargebracht nicht für tausend Welten, auch nicht für die gefallenen Engel, sondern für uns arme Menschen und für jede Menschenseele insbesondere. Als der ewige Sohn Gottes von dem Himmel auf die Erde stieg und die menschliche Natur annahm, als er 33 Jahre auf Erden wandelte, arbeitete, betete und duldete, als er am Kreuze hangend aus tausend Wunden blutete: siehe da schaute der Heiland auch auf dich, da standest auch du so lebhaft vor seiner Seele, wie wenn du gegenwärtig wärest; er liebte dich mit so unendlicher Liebe und opferte sich so zu deinem Heile dem himmlischen Vater auf, als wäre er für dich allein Mensch geworden, um dich allein durch den schmerzlichsten Kreuzestod zu erlösen. Was der heilige Paulus von sich sagte, kannst du mit demselben Rechte auch von dir sagen: „Er hat mich geliebt und hat sich selbst für mich dahingegeben“ indem er jeden Tropfen seines kostbaren Blutes in unendlicher Liebe unter unnennbaren Schmerzen dem himmlischen Vater für dich aufopferte. Und wie reichen Anteil an dem kostbaren Blute hast du schon genommen und nimmst du noch täglich!

In der heiligen Taufe hat es dich von der Erbsünde gereinigt, mit dem Gewande der heiligmachenden Gnade bekleidet und dir

die Kindschaft Gottes und das Erbrecht auf den Himmel gegeben. O in welcher Schönheit erstrahlte deine Seele als du aus der heiligen Taufe gehoben wurdest! Und dieses alles infolge des kostbaren Blutes, dessen unendliche Verdienste dir im Bade der Wiedergeburt zuteil geworden.

So oft du im Sakramente der Buße kniest und reumütig deine Sünden bekenntest, träufelt geistigerweise das kostbare Blut über deine Seele und tilgt nicht nur deine Sünden, sondern vermehrt dir auch die heiligmachende Gnade.

Dann hast du als Kind der heiligen Kirche oft das Glück, der heiligen Messe beizuwohnen. So oft du an diesem hochheiligen Opfer teilnimmst, stehst du gleichsam auf dem Kalvarienberge und das Blut der Versöhnung fließt über deine Seele, wie es einst über die Büsserin Maria Magdalena floß, als sie an der Seite der schmerzhaften Mutter das Kreuz des Erlösers umschlungen hielt.

Was soll ich aber erst sagen von dem Empfange des allerheiligsten Altarsakramentes? Wenn du andächtig und würdig die heilige Kommunion empfängst und der Herr selbst in deinem Herzen wohnt, dann trinkt deine Seele gleichsam das kostbare Blut aus den Wunden Jesu; das Herz Jesu schlägt an deinem Herzen, das kostbare Blut fließt in deinen Adern.

O wie reich, wie unermesslich reich kannst du werden, wenn du willst. Siehe die Schätze des kostbaren Blutes stehen ganz zu deiner Verfügung. Schöpfe daraus, soviel du willst, sie erleiden keine Verminderung, sie sind unendlich, daher unerschöpflich.

Das ist das Geheimnis des kostbaren Blutes. Es macht die arme Erde schöner, als einst das Paradies es war. Seine Ströme ergießen sich überallhin über die ganze Erde. Die Flüsse Edens sind nicht mit ihnen zu vergleichen an Fruchtbarkeit. Dichter haben mit Freuden dem Rauschen der Bergströme gelauscht, während sie zwischen Steinen die Hügel hinabstürzten und unter dem Schattendach der Bäume sanft himurmelten. Die heilige Schrift spricht von der Stimme Gottes als von der Stimme vieler Wasser. So ist es mit dem kostbaren Blute; es hat eine Stimme, die Gott hört. Auch in unseren Ohren tönt sie tröstlich immerfort, in Reue und Leid, in Absolutionen und Kommunionen, in Predigten und allen heiligen Freuden. Laut ertönte diese Stimme in der Gründung der Genossenschaft der Missionsschwestern vom kostbaren Blute und sie findet ihr Echo in der herrlichen Missionstätigkeit dieser Genossenschaft unter der Heidenwelt.

In der Ecce-homo-Kirche zu Jerusalem wölbt sich über dem Hauptaltar der verwitterte, ungeschmückte Mauerbogen, auf dem der gezeißelte und aus tausend Wunden blutende göttliche Heiland dem Volke von Pilatus vorgestellt wurde. Auf dem Bogen steht eine marmorne Ecce-homo-Statue und in der Kuppel

liest man die Aufschrift: „Ecce rex vester! — Sehet euren König.“ Die Schwestern, welche hier walten, unterhalten ein Waisenhaus, ein Pensionat und eine Schule. Hauptaufgabe derselben ist es, für die Bekehrung Israels zu beten und den Kindern der verblendeten Juden bei ihrer Bekehrung behilflich zu sein. Ganz ergreifend ist der Gesang der Schwestern und des Sängerenchores tagtäglich nach der Wandlung der heiligen Messe. An der Stätte, wo einst das verblendete Judentum höhrend geschrien, singen flehend gleich nach der Erhebung des Kelches mit dem heiligen Blute, einige Kinder mit silberheller Stimme: „Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder“ (Matth. 27, 25) und sofort fällt der Chor reumütig ein: „Pater, dimitte illis, non enim sciunt, quid faciunt“ (Lukas 23, 34) „Vater, verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“

Wohlan denn, mache auch du dieses kostbare Blut wirksam an dir und an der ganzen Menschheit, indem du bei der Wandlung der heiligen Messe das Unrecht wieder gut machst, das dem kostbaren Blute deines göttlichen Erlösers angetan worden ist und noch immer angetan wird, indem du flehentlich und reumütig betest: „Sein Blut komme segensreich über uns und über das Wirken unserer Heidenmissionen.“



Reisebriefe

von dreien unserer Schwestern, welche am 8. Okt.
die Reise nach Mozambique angetreten haben.

(Fragment aus dem Brief an Ehrwürdige Mutter Generaloberin.)

Auf Dampfer Njassa am 10. November 1924. Unser letzter Brief, den wir am 6. November in Kapstadt aufgegeben haben, ist hoffentlich angekommen. Am Abende vor Allerheiligen langten wir in der Walfischbai an. Sie besteht aus einem öden Sandstreifen mit nur wenigen Häusern und bildet den Eingang zum früheren Deutsch-Südwestafrika. Eine Reihe deutscher Herren und Damen kamen mit einem kleinen Dampfer an unser Schiff, das wegen der geringen Tiefe der Bucht weit draußen liegen bleiben mußte. Den ganzen Allerheiligentag hindurch kamen und gingen Boote, welche Fremde brachten und wieder zurückfuhren. Ein großer Teil der Passagiere fuhr an Land, um die Hauptstadt des Gebietes Swakopmund zu besichtigen. Ein katholisches Fräulein vom Schiff war ebenfalls dahin gefahren, um die Benediktinerinnen zu besuchen, die dort ein Sanatorium haben. Sie erzählte dort von uns, und die lieben Schwestern sandten uns eine kleine Erquickung und auf

einem Kärtchen ihre Grüße. Diese Überraschung hat uns sehr gefreut und wir dachten, wir Deutsche sind einig auch im Westen Afrikas. Am Abend verließen wir wieder die Walfischbai und am Allerseelentage lagen wir vor der Lüderikbai. Auch hier sah die Küste ebenso einsam und öde aus. Keine Vegetation, kahle Sandsteine und Hügel mit grauem und weißem Sand bedeckt schließen die Bucht ein. An mehreren Stellen drängt sie



Schwester Gerarades, Schwester Aloisiana, Schwester Tintana
auf der Reise nach Mozambique.

sich zwischen die freistehenden Hügel hinaus, an deren Abhang einige moderne Häuser zu entdecken sind. Hinter diesen Hügeln liegt eine Stadt, die uns nicht sichtbar war, und von einigen Passagieren besucht wurde. Die Lüderikbucht birgt in ihrem Sand Diamanten, deren Funde auch jetzt noch sehr häufig sein sollen.

Am Allerseelentage las jeder unserer vier Priester drei heilige Messen. Mehrere Passagiere wohnten dem heiligen Opfer bei, u. a. auch der Kommandeur von Mozambique. Von der Lüderik-

bucht möchte ich noch erwähnen, welcher schönen Anblick beim Sonnenschein die mit gleichermaßen weißen Sand bedeckten Ausläufer der die Bucht umschließenden Hügelgruppen bieten; eine Eigentümlichkeit bei demselben ist die Unmenge von Möven, die sich dort versammeln. Bei unserer Abfahrt hatten wir Sturm. Am nächsten Tage schon landeten wir in Kapstadt. Es war ein herrlicher Blick vom Schiff aus: vor uns lag der Tafelberg, rundum in Wolken gehüllt und vor demselben im Sonnenschein eine Bergspitze, „Löwenkopf“ genannt. Daran anschließend ein langgestreckter Hügel, gleichsam den Rumpf des Löwen bildend. Am Fuße des Tafelberges liegt Kapstadt weit im Bogen hingestreckt mit modernen Häusern, prachtvollen Geschäftsgebäuden und außer der Stadt herrliche Parkanlagen. Die Bevölkerung ist sehr gemischt. Hier sind alle möglichen Menschenrassen zu sehen. Auch in bezug auf die Verkehrsmittel steht Kapstadt unseren großen europäischen Städten nichts nach. Ganz neue elektrische Wagen von einer solchen Länge, wie ich sie bisher noch nie gesehen, durchqueren die Stadt, und Autos sausen in Menge dahin.

Am 10. November kamen wir unter heftigem Sturm in Port Elisabeth an. Auch diese Stadt, die ringsum an der Bucht an den sie umgebenden Hügeln entlang gebaut ist, bietet einen hübschen Anblick. Ja, sie sah besonders am Abend ganz bezaubernd aus durch die Hunderte von Lichtern, die verschiedenen Scheinwerfer und Lichttürme. Unsere Geistlichen verließen hier den Dampfer und nun werden wir wohl bis Beira ohne Priester sein. In East-London war der Sturm so heftig, daß man es nicht wagte, mit dem Dampfer in den Hafen zu fahren.

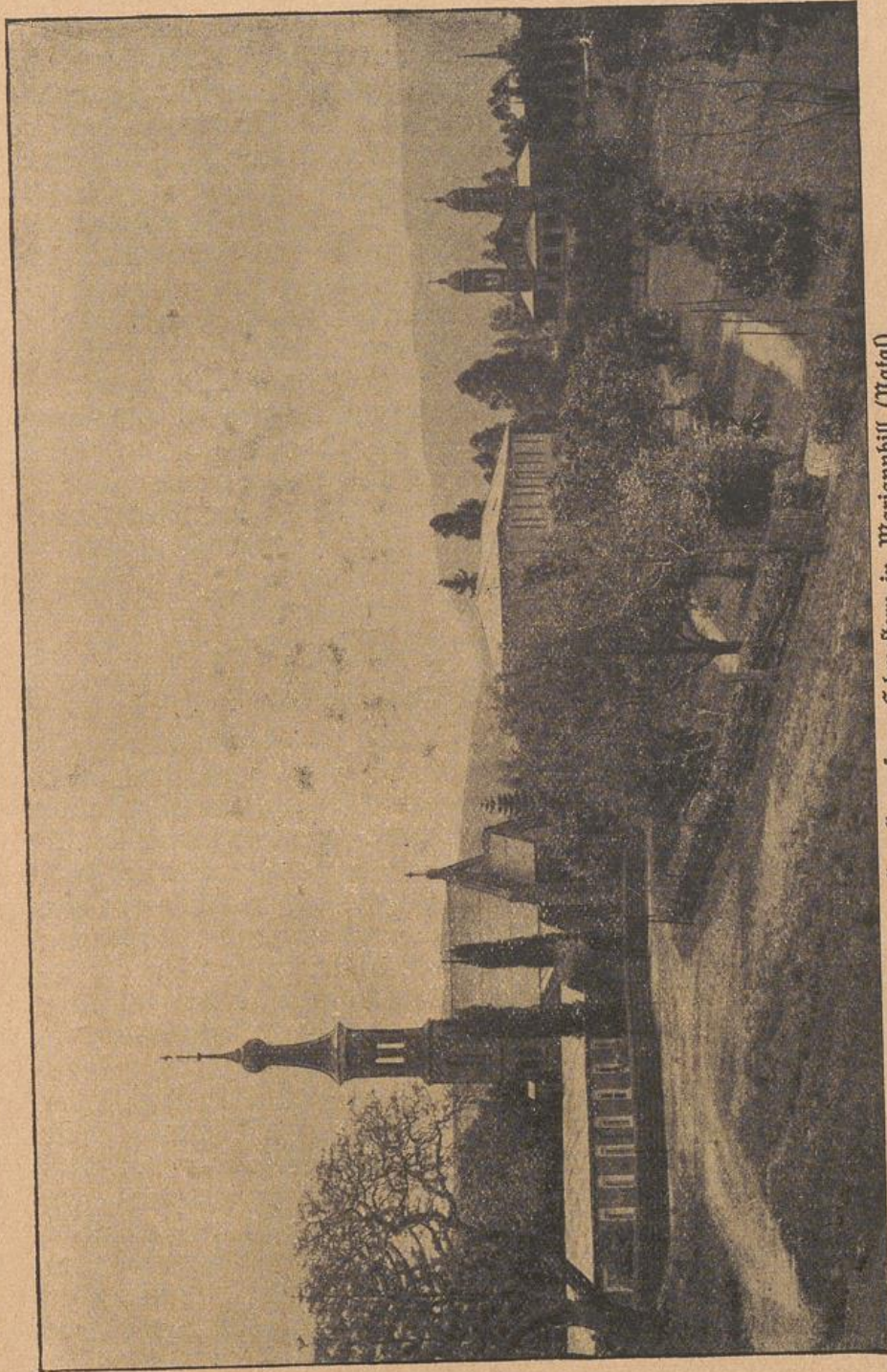
Am 14. November landeten wir in Durban. Welche Freude, als wir hier unsere liebe Mutter Hilaria und Schwester Honorata sahen. Wir unterhielten uns ein paar Stunden gemütlich in der Kabine und freuten uns herzlich über die erste Begegnung an Afrikas Strand. In Durban hatten wir drei Tage Aufenthalt und waren dadurch so glücklich, der heiligen Messe beiwohnen zu können. — Durban soll nach Johannesburg die größte Stadt Afrikas sein. Hier sind auch bei weitem mehr Schwarze, als wir bisher sahen. Es fiel mir auf, daß so viele Neger im Gegensatz zu den hiesigen Europäern, welche meist lustig in Weiß gekleidet einhergehen, einen langen Überzieher tragen und eine möglichst dicke Kopfbedeckung. Aber wenn ihre Kleidung auch noch so zerseht ist, ihr Gang ist galant wie bei vornehmen Menschen. Etwas Merkwürdiges in der Stadt ist der Kicksha-Boy mit seinem zweirädrigen Fahrzeug, einem leichten Federwagen, der für zwei Personen Platz bietet. Seine zwei langen Deichsel faßt ein schlanker, leichtfüßiger Neger und im Galopp gehts dahin. Er springt mehr als er läuft und hält einem flinken Wagengaul stand. Er ist

leicht und weiß gekleidet, mit einer Hose, die kaum bis an die Knie reicht, ohne Schuhe und Strümpfe, die Beine mit weißer Farbe bemalt. Sein größter Schmuck ist seine Kopfbedeckung, die aus einer festaufstehenden Mütze besteht, die eine Unmasse aufrechtstehender Federn oder Blumen trägt in den buntesten Farben; sie muß sehr schwer sein, aber das ist ihm beim Laufen kein Hindernis; was der Kaffer liebt, hindert ihn nicht.

Am 19. November kamen wir in Laurence-Mary an der ersten Station unseres neuen Heimatlandes. Bei der Einfahrt in den Hafen war bedeutend weniger Leben als in den vorhergehenden Häfen. Gegen 9 Uhr holten uns zwei geistliche Herren ab und brachten uns in einem Auto zum Hochwürdigsten Herrn Bischof. Seiner Gnaden war so lieb und väterlich, daß wir uns begeistert fühlten, gerne in seiner Mission zu arbeiten. Er teilte uns mit, daß einer der Priester mit uns nach Boroma reisen und für alles sorgen würde. Den folgenden Tag hatten wir um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr wieder Audienz, wo der Hochwürdigste Herr uns sehr viel Interessantes aus seinen Erlebnissen erzählte. Die Zeit flog dahin, ohne daß wir es merkten, und als wir uns verabschieden wollten, lud Monseigneur uns zum Mittagessen ein. Es war unser erstes portugiesisches Mahl, grundverschieden von den deutschen Gerichten. Der schwarze Boy stand stramm bei Tisch, wartete auf die Befehle seines Herrn und waltete ganz stolz seines Amtes. — Wir verließen unsern Oberhirten mit neuen Vorsätzen für unser Wirken. Sodann besuchten wir die Kathedrale. Der Weg dorthin führte uns durch einen hübschen Park mit den schönsten blühenden Bäumen, den mannigfaltigsten Palmen und einem abgesperrten Teil, wo Strauße, Flamingos, Rehe und andere Tiere sich aufhielten. Auch eine dicke Schildkröte kam langsam angefahren.

Am 22. November landeten wir in Beira, unserer Endstation auf der See. Wie froh waren wir nach einer 45tägigen Fahrt unseren Dampfer verlassen zu können, nicht als ob der Aufenthalt daselbst nicht angenehm gewesen wäre; im Gegenteil, wir waren so frei und ungehindert, wie es nur sein kann, und hatten auch bis Port Elisabeth fast täglich vier heilige Messen; ferner eine liebe Reisegesellschaft, gute Bedienung, und, da ich auch nicht seekrank war, konnte ich die frische Seeluft in vollen Zügen genießen — aber wir waren nicht am Ziel.

In Beira ist ein Kloster der Franziskanerinnen, Missionärinnen Mariens. Sie hatten vom Hochwürdigsten Herrn Bischof Mitteilung von unserer Ankunft erhalten und ließen uns durch zwei Boys am Hafen abholen. Wir wurden so liebevoll in ihrem Kloster aufgenommen. Die lieben Schwestern haben zwei Schulen: eine für ungefähr 60 Negerkinder, die immer im Hause sind, und für weiße Kinder aus der Stadt, die in zwei portugiesische und zwei englische Klassen verteilt sind. Im



Kloster und Kapelle unserer Schwestern in Mariamhill (Natal).

trauten Kapellchen der Schwestern ist jeden Nachmittag von 4 bis $\frac{1}{2}$ 7 Uhr Aussetzung des Allerheiligsten. — Wir sind jetzt im Land der Palmen und haben wohl den ganzen Tag eine Hitze von 20° Cels.

Nun noch ein paar Worte über Beira selbst. Die Stadt ist nicht gepflastert. In allen Straßen wadet man sozusagen tief durch den Sand. Die Gärten haben kein Gemüse, sondern meist nur Ziersträucher, die jetzt in voller Blüte sind. Der feine Akazienbaum ist mit roten und blauen Blumen übersät; die Affenbrotstaude mit schwarzen Schoten behangen, während an den hohen Kokospalmen die Nüsse im Reifen sind. Durch die sandigen Straßen sind zwei oder drei schmalspurige Geleise gelegt. Auf diesen werden die Trolen „Wagen“ gezogen. Diese bestehen aus einer zwei- oder dreisitzigen Bank, vorne mit einem Brett, worauf man die Füße setzt. Über der Bank, welche auf vier Rädern steht, ist ein zusammenklappbares Schuttdach gezogen. Hinten an der Trolle ist eine Querstange; dort fassen zwei Neger an und schieben sie auf den glatten Schienen. Sie laufen damit, daß man glaubt, man säße in der Elektrischen.

Schwester M. Gerardis.



Bericht aus Mgeta.

(Aus einem Briefe von Schwester Ancilla vom 11. April 1925.)

Wer sich morgens um 9 Uhr in Daresalaam in die afrikanische Eisenbahn setzt, der kommt, wenn alles gut geht, abends gegen $\frac{1}{2}$ 6 Uhr zur Bahnstation Morogoro. Dort steigt man aus und nimmt Nachtquartier, denn ich möchte es keinem anraten, nach 6 Uhr abends (wo hier die Nacht ziemlich plötzlich beginnt, ohne vorhergehende Dämmerung) sich ohne Licht und Begleitung nach draußen zu wagen. Sobald es nämlich dunkel wird, beginnen die Herren Löwen und Leoparden ihre Spaziergänge und mancher arme Schwarze, den die Nacht überraschte, hat schon eine solche Begegnung mit seinem Leben bezahlen müssen. Am anderen Morgen geht die Reise weiter. Aber wie? Per Auto? Per Postwagen oder dergleichen? O nein, — wir sind in Afrika und da geht man hübsch zu Fuß oder man muß sich tragen lassen. Der Weg führt durch Kautschukplantagen, Negerdörfer, Felder und Flüsse. Brücken gibt es in Afrika nur sehr wenige, und auf der Strecke von Morogoro nach Mgeta keine. Da heißt es eben, durch die Flüsse waten oder von einem Stein auf den anderen springen, bis das andere Ufer erreicht ist. Nach einer Wanderung von 9 bis 10 Stunden ist der Mgeta erreicht, ein Gebirgsbach, an dessen jenseitigem Ufer die Mission liegt. Brausend und schäumend bahnt er sich

den Weg zwischen den verschiedenartigen uns umringenden Bergen, um in der Regenzeit zu einem mächtigen Flusse anzuschwellen. Nachdem der Mgeta durchschritten, steigen wir einen ziemlich steilen Berg hinan, auf dessen flacher Höhe die arme, aus ungebrannten Ziegeln erbaute Missionskirche und die Wohnung der Hochwürdigen Patres liegt. Links am Bergabhang liegt das Schwesternhaus und die Küche. Mgeta, nach dem Fluß so genannt, war ehemals eine schöne, blühende Missionsstation, die mehrere 1000 Christen zählte. Aber dann kam der Weltkrieg, der überall so viele Ruinen geschaffen, und machte auch hier das mit so viel Mühe und Schweiß gebaute Missionswerk zunichte. Der Akida von Mgeta (Akida ist ein Oberhäuptling, der 16 bis 20 andere Häuptlinge unter sich hat und von der Regierung angestellt ist), ein echter Jünger Mohameds und Christenhasser, Mohamadi mit Namen, achtete den politischen Umschwung (Abzug der Deutschen) für den günstigsten Augenblick, um auch der Mission, die ihm ein Dorn im Auge war, den Krieg zu erklären. Er brachte bald einige abgestandene Christen auf seine Seite, und nun wurde um die Wette gelogen, um die Missionare bei der neuen Regierung in Verdacht zu bringen. Der eine wußte zu erzählen, der Pater habe Munition und Gewehre versteckt; der andere, es seien Wertsachen aus dem Lager der Deutschen auf der Mission verborgen, und ein dritter wollte wissen, daß man ein halbes Hundert Lasten Tuch aus dem Militärlager auf der Mission habe, die zum Teil schon verteilt seien. Eine Hausfuchung folgte der anderen, aber immer meinten die Islamieten noch nicht genug getan zu haben. Als sie nichts fanden, was irgendwie verdächtig war, wurde die Wäsche und selbst das vorrätige Petroleum mitgenommen. Treue Christen wurden mißhandelt und geknebelt, um sie zu falschen Aussagen gegen die Mission zu zwingen. Mohamadi nahm sich dann noch ein christliches Mädchen von den angesehensten zum Weibe und diese sollte zur Rechtfertigung ihrer unerlaubten Verbindung sagen, sie sei zur Taufe gezwungen worden. Dann gab dieser abgefäimte Christenhasser den Befehl, alle Mütter sollten zu ihm kommen und beteuern, die Kinder seien gegen ihren Willen getauft worden. Das Sprichwort: „Es ist kein Ding so dumm, es findet doch sein Publikum“, bewahrheitete sich auch hier. Die Hezer hatten anfangs auch Erfolg. Die beiden Patres wurden von der neuen Regierung abgeführt. Das war ein schwerer Schlag und noch jetzt kommen unserer guten Schwester Gerolda die Tränen, wenn sie erzählt, wie die letzte heilige Messe gelesen wurde und dann der Tabernakel offen und leer stand. Wie man den Hochwürdigen Missionar Pater Vogel zwischen vier schwarzen Soldaten abführte und die verwaisten Schwestern und Christen sich am Wege, wo der traurige Zug vorüberkam,

hinknieten, um noch einmal den Segen des Priesters zu empfangen. Mohamadi hatte sein Ziel erreicht, er hatte den Hirten vertrieben, und nun wurde es ihm leicht, die armen Neuchristen, die

Migela — Kirche und Wohnung der hochwürdigen Herrn Patres.



er als weltlicher Machthaber drangsalieren und einschüchtern konnte, zu zerstreuen. Die Hölle schien zu triumphieren und überall sagten die Islamieten spöttisch zu den armen Christen: „Seht ihr, die Mission ist tot!“ Anfangs kamen die Leute noch

zur Kirche, weil aber kein Priester da war, wurde ihre Zahl immer geringer. Die Eltern und viele Verwandten der meisten Christen sind noch Heiden, und es hält sehr schwer, die alten Leute von ihren Sitten, besonders von der Vielweiberei abzubringen. So verloren sich allmählich viele wieder im alten Heidentum oder, was noch schlimmer war, sie ließen sich bereden und traten zum Islam über. Blutenden Herzens sahen die Schwestern dem traurigen Spiele Mohamadis und seiner Helfer zu und suchten noch zu halten, was eben zu halten war.

Als nach ca. 3 Monaten der jehige Superior, Hochwürdige Herr Pater Gemberle, hierher kam, fand er Sonntags kaum 100 Andächtige in der Kirche; früher waren es 2000 gewesen. Nun kam für die Mission ein neuer Schlag, als es im Juni 1920 hieß: die Schwestern müssen fort. Eben war die Mission im Begriff, die Schulen, 20 an der Zahl, die durch den Umsturz alle geschlossen und teils von den Soldaten abgebrochen und einfach als Brennholz benützt worden waren, wieder aufzurichten, als diese Hiobspost eintraf. Nun war der Hochwürdige Herr Pater Superior wieder allein, nachdem er sich eben von einer schweren Krankheit, in der er mehrere Monate zwischen Leben und Tod schwebte, erholt hatte. Die Feinde der Mission triumphierten: „Seht ihr's, glaubt ihr's bald, die Mission ist tot.“ Doch der liebe Gott läßt wohl sinken, aber nicht ertrinken; und was der seeleneifrige Pater Vogel, der unterdessen in der Verbannung gestorben war, vor seiner Abführung von Mgeta ins Tagebuch schrieb: „Auf die Karwoche folgt der Auferstehungstag!“, das schien sich nun auch langsam zu bewahrheiten. Die Kunde, daß neue Kräfte von Europa angekommen seien, verfehlte ihren Eindruck auf die Eingeborenen nicht, und als dann gar noch ein zweiter Priester 1923 nach Mgeta kam und selbst der allen längst bekannte ehrwürdige Bruder Wendelin zurückkehrte, da schwiegen beschämt die bösen Verleumder und die Treugebliebenen jubelten fröhlich auf. Die Hand des Herrn erreichte auch den bösen Mohamadi, indem das Amt des Akida ihm genommen und an seine Stelle der Jumbe (Häuptling) Martin gesetzt wurde, ein braver Christ, der jetzt noch Akida hier ist und überall für die Mission eintritt.

Langsam kommen die armen Abgefallenen nun zur Kirche zurück und Ostern 1924 schworen feierlich vor den versammelten Gläubigen zwei dem Islam ab und versöhnten sich wieder mit ihrem Gott. Seitdem folgten schon mehrere und viele, viele, die zwar nicht öffentlich dem Christentum entsagt, aber doch alle Christenpflichten vernachlässigt hatten, melden sich nach acht, neun Jahren wieder zur heiligen Beichte. Nun hat der liebe Gott auch uns Schwestern die Gnade gegeben, wieder in unser altes Arbeitsfeld eintreten zu dürfen; wir schätzen uns überaus glücklich, den Missionaren beim Aufbau der Ruinen hilfreiche Hand leisten zu können.

Überaus herzlich und freudig war der Empfang von Seiten der Hochwürdigen Herren Missionare und der Schwarzen, die froh sind, ihre Mamas, wie sie die Schwestern nennen, wieder zu haben. Und wie glücklich sind wir, endlich bei den armen Schwarzen zu sein, die man mit jedem Tag lieber gewinnt. Die Rückkehr der Schwestern öffnet den Leuten immer mehr die Augen, daß die Mission nicht tot ist, sondern zu neuem, frischem Leben erblüht. Augenblicklich sind wieder 26 Schulen in voller Blüte und die Kirche füllt sich immer mehr. Ein wahrer Hochgenuß ist es immer für mich, wenn ich Freitags und Samstags die Beichtstühle umlagert und Sonntags so viele zur heiligen Kommunion gehen sehe. Am Ostertage d. J. waren es ca. 700, die sich dem Tische des Herrn naheten. Soll man sich da nicht freuen? Aber es braucht noch viel, viel Gebet und Opfer, bis auch den anderen armen Sündern, die noch nicht den Mut haben zurückzukehren, diese Gnade erfleht ist. Und erst die armen Heiden, die den lieben Gott noch gar nicht kennen! Ach, es wohnen so viele rund um uns. Sie sind der Mission garnicht abgeneigt und lieben uns Schwestern sehr; aber es fällt ihnen zu schwer, von ihren alten heidnischen Gebräuchen zu lassen. Neulich fragte ich einen Mann, der ganz vertraulich mit dem Kindchen auf dem Arm zu mir kam: „Aber Vater, du bist noch Heide? Willst du denn nicht auch Christ werden?“ „Ach, Mama,“ sagte er, „ich kann nicht mehr alles lernen. Meine Kinder sind alle getauft und mich wird die Mama taufen, wenn ich sterbe!“ Ja, sorglos ist der Neger, aber im letzten Augenblick möchte er sich doch noch den Himmel sichern. Manchen gelingt's ja, aber nicht allen.



Regina.

Eines Morgens, da ich eben die Missionsstation verlassen hatte, um meine lieben Kranken zu besuchen, kam ein Neger in schnellen Schritten mir entgegen und sagte in abgerissenen Worten: „Komm, Mama, komm schnell zu meiner kranken Tochter. Die Zauberer haben alle ihre Künste versucht und jeden Zauberspruch über sie ausgesprochen. Alles umsonst; — mehrere Ziegen haben mich diese Doktoren gekostet, aber anstatt der Kranken eine Erleichterung zu verschaffen, haben sie dieselbe im Gegenteil nun fast bis zum Tode kuriert.“ Der Vater war wohl über den Verlust seiner Tochter, aber mehr noch wegen des bereits empfangenen Heiratspreises sichtlich bestürzt und sagte offen heraus: „Bedenke doch Mama, welch ein Schaden! Für ihre

Mutter mußte ich einst einen Ochsen, zwei Schafe und Ziegen geben, und nun soll ich dazu das Mädchen unnütz bis jetzt genährt und gekleidet haben. Wo bleibt dann das Bier, der Honig und die Butter und das lebende Heiratsvieh, wenn sie sterben muß?“ „Ja, guter Freund“, antwortete ich, „nur der liebe Gott kann den Menschen Leben und Tod senden,“ und ich ging mit ihm in seine abgelegene Hütte, mitten im Urwalde. Ich staunte, daß sie für die kranke Tochter ein eigenes Zelt auf vier Pfählen mit einem Blätterdach gemacht hatten, das der Kranken wieder zur Erlangung der Gesundheit verhelfen sollte; die harte Erde diente als Ruhelager. Ein Zauberer mit grinselnder Miene saß noch gerade neben der Kranken; als er mich kommen sah, fing er an, seine mit Perlen und Amuletten verzierten Kürbisflaschen in seine Felltasche einzupacken. Alles noch ranzig und die kohlschwarzen Pulver waren auf des Mädchens Haut dick aufgestreut. Hie und da war wieder ein gelbgetupfter Punkt, dann rot und weiße Striche dazwischen. „Ondoka hapa (mache dich fort hier)“, sagte ich streng, „wir beide passen nicht zusammen!“ Sofort machte er sich aus dem Staube. In tiefer Betrübniß setzte ich mich zu dem Mädchen. Im ersten Moment sah ich, daß das junge Leben nicht mehr zu retten war. Der blutleere Körper war dick angeschwollen; die Arme litt große Schmerzen. Ihr einziges Verlangen war wieder gesund zu werden, denn sie zählte erst 16 Jahre. Nachdem sie mir ihre Not geklagt hatte, legte sie erschöpft ihr müdes Haupt in meinen Schoß. Inzwischen bemerkte ich, daß sie krampfhaft einen Knollen roter Erde zum Essen in der Hand hielt. Somit wußte ich gleich Bescheid von ihrer Krankheit; denn das Symptom der mit Zafara Behafteten, reizt die Kranken, trotz allen Erwehrens, Erde und Ziegelsteine zu essen. „Armes Kind, du wirst nun bald dieses Leben verlieren, aber wir Menschen haben ein doppeltes Leben, das seelische und das leibliche. Die Seele kommt, wenn du ohne die Taufe stirbst, in die Hölle, und dort ist schreckliches Feuer!“ Noch ehe ich das Wort Feuer ganz ausgesprochen hatte, fiel sie freudig ein: „Was Feuer ist dort? O ja, das ist schön! Da möchte ich hin; denn ich habe immer so kalt. Immerwährend Feuer; ee, ee (ja) ja — das liebe ich,“ und ihre Augen leuchteten vor Freude und Hoffnung auf den zu erwarteten Besitz. — „Kind ich will dir das Feuer erklären“, entgegnete ich, nachdem ich einen Seufzer zum Heiland sandte, der aus Liebe zur menschlichen Seele den Schoß des himmlischen Vaters verließ und drei Stunden angenagelt am Kreuze hing, bis der letzte Tropfen kostbaren Blutes für sie vergossen war. Dann schilderte ich ihr das Höllenfeuer in solch abschreckenden Worten, daß sie bald großes Entsetzen darüber äußerte und nur mehr nach dem Himmel verlangte. Nun fing ich an, sie zur heiligen Taufe vorzubereiten, und da bei dieser Krankheit

der Tod ganz allmählich kommt, blieb mir Zeit, es eingehender zu tun. Drei Tage hintereinander konnte ich die Kranke besuchen. Am vierten Tag morgens lag sie plötzlich vor meiner Thür; der Vater stand in der Nähe. Als ich ganz verwundert aufschaute, kam er näher und sagte: „Ich habe nun der Sorge genug; — denn ich sehe, daß meine Tochter auch von deiner Kunst nicht gesund wird! Nimm sie jetzt, sie gehört dir, Mama; ich muß gehen und das Geld verdienen, daß ich ihrem Bräutigam wieder zurückzahlen kann, was ich von ihm für mein Mädchen erhielt und schon verspeist habe.“ Nach diesen Worten war er verschwunden. Das war ja Wasser auf meine Mühle, denn jetzt konnte ich dem Kinde wenigstens mehr Hilfe zukommen lassen und dasselbe ungestörter unterrichten. Ich erzählte der Kranken immer mehr, auch von der lieben Gottesmutter, welche immer ihre Mutter sein wird, worüber sie sich sehr freute; ferner vom lieben heiligen Schutzengel, der sie bald holen werde. Ein Schutzengelbildchen, daß ich ihr geschenkt hatte, wollte sie nicht mehr aus der Hand lassen. Zeigte ich ihr mein Brustkreuz, so gab sie mit rührenden Worten ihr Mitleid mit dem armen Jesus zu erkennen, dessen Hände und Füße mit so dicken Nägeln durchbort seien. „Alles dieses litt der Heiland für dich, mein Kind,“ sagte ich. „Was für mich?“ entgegnete sie ernst, „ich habe doch damals noch nicht gelebt, nein, nicht für mich.“ Bald verstand sie auch das Leiden des Heilandes besser und zulezt meinte sie: „Nun wenn mein Schöpfer sich so für mich geopfert hat, kann auch ich mein junges Leben für ihn lassen.“ Einige Stunden nach der heiligen Taufe starb sie in meinen Armen, und ich wußte, daß wieder ein Engel Gottes Lob und Erbarmungen in Ewigkeit besingen werde.

Sofort ließ ich ihren Vater benachrichtigen. Er kam sehr aufgeregt: „Du brauchst dir keine Mühe machen, diesen Leichnam zu beerdigen; denn unserer Sitte gemäß, sind solche Menschen, welche keine Nachkommen hinterlassen, — zum Fraße der Hyänen bestimmt.“ „Du hast mir dein Kind gegeben“, antwortete ich, „und ich ehre mein Kind, wenn es auch tot ist.“ Grenzenlos war indes das Erstaunen des Vaters und der Heiden, als sie im Kinderlokal, die neugetaufte Regina auf einem Bette liegend, zwischen frischen Blumen und Palmen, mit einem jungfräulichen Kranz auf dem Kraushaar, aufgebahrt sahen, in der Hand ihr Schutzengelbild. Da schmolz das Eis des Hasses gegen die katholische Religion, und bei manchem erwachte das Verlangen, auch ein Kind der heiligen Kirche zu werden, die selbst ihre Toten so ehrt.

Schwester Juliana.

8

Schwester M. Ignatia † aus Mariannahill.

Bei einem Ritt von Maria-Zell nach Marialinden stürzte Schwester Ignatia vom Pferd und brach das rechte Bein. Wochenlang hütete sie in Marialinden das Bett, immer auf Besserung hoffend. Wie sie uns, vom Krankenlager aus, schrieb, sollte sie am 16. Januar per Ochsenwagen nach Maria-Zell zurückgebracht werden. Dort widmete man ihr alle erdenkliche Sorgfalt und Pflege. Sie hoffte soweit hergestellt zu werden, das sie zu Schulbeginn in Mariannahill werde sein können.

Tatsächlich traf sie am 29. Januar mit Schwester Generosa hier ein, aber, welch ein Bild — auf zwei Krücken gestützt, konnte sie sich nur mühsam fortbewegen. Der sogleich gerufene Arzt verordnete die Überbringung ins Sanatorium nach Durban, damit sie mittelst der „Ex rays“ gründlich untersucht würde. So verließ sie uns schon wieder am 31. Januar. Alles war gespannt auf nähere Nachrichten, welche nicht lange auf sich warten ließen. Nachmittags meldete der Telephon: Schwester Ignatia muß sich einer schweren Operation unterziehen und zwei bis drei Monate liegen. Dann wurde noch gesagt, es könne noch sechs Monate dauern, ehe sie wieder ganz gut werde.

Am 2. Februar fuhr Mutter Hilaria nach Durban zum Sanatorium, sie zu besuchen. Abends traf Schwester Aemiliana hier ein. Die Operation fand am folgenden Tage statt. Während der Dauer derselben waren immer Schwestern vor dem Allerheiligsten, welche um glückliches Gelingen beteten. Abends um 5 Uhr konnte man noch nichts bestimmtes erfragen. Aber bald hernach traf ein Telegramm ein: „All well!“

Am 5. Februar besuchte Mutter Hilaria mit Schwester Aemiliana die Kranke, ebenso empfing sie an diesem Tage den Besuch des Hochwürdigsten Herrn Bischofs, bevor er sich einschiffte. Seither war ihr Zustand befriedigend und so oft man sie besuchte, fand man sie stets ergeben, ja heiter, und keine Klage kam über ihre Lippen, trotzdem sie sich in höchst unbequemer Lage stille halten mußte. Währenddem in Mariannahill der kranke Fuß bereits 5 Zentimeter kürzer war als der andere, hatte der Arzt es im Sanatorium soweit gebracht, daß der Unterschied nur mehr $1\frac{1}{2}$ Zentimeter betrug. Die Genesung machte überhaupt so gute Fortschritte, daß, wie man sagte, der sie behandelnde Arzt beinahe stolz auf seine Patientin wurde.

Niemand aus uns dachte demnach noch an eine Wendung. Doch dieselbe kam unerwartet schnell am 9. März, mittags gegen 11 Uhr. Ein Telegramm meldete, daß der Zustand von Schwester Ignatia sich plötzlich verschlimmert habe; wir mußten jeden Augenblick aufs Äußerste gefaßt sein. Ehe Mutter Vikarin sich reisefertig machen konnte, kam schon eine zweite Meldung, daß sie bereits verschieden sei. Von unserm Arzt, dem sich ehrw. Br. Geretin anschloß, wurde die Leiche gleich per Auto vom Sanatorium hierher geholt. Es war gegen 4 Uhr nachmittags, als sie am Konvent angefahren kamen. Der Sarg wurde in eines unserer Krankenzimmer gebracht und vom Arzt sogleich geöffnet. Da sahen wir nun die vor kurzer Zeit noch so blühende, lebensfrohe und gesunde Schwester als kalte, bleiche Leiche wieder. Schön zwischen Blumen gebettet, lag sie so friedlich da, als wollte sie sagen: „Wie froh bin ich, daß ich's überstanden habe!“

Nach Aussage des Arztes hatte gestocktes, zum Herzen gedrungenes Blut das rasche Ende herbeigeführt. Unsere liebe Schwester Aemiliana, ihre leibliche Schwester, wurde telegraphisch nach Mariannahill gerufen und kam am 10. März gegen 3 Uhr hier an. Wir alle bemitleideten sie ob des tiefen Schmerzes bei diesem Wiedersehen und Verlust. Abends 5 Uhr war die Beerdigung. — Ein schönes Zeugnis der aufrichtigen Liebe, welche unsere gute Schwester Ignatia unter den Schwestern genos, legten die heißen, um sie vergossenen Tränen ab. Ihr Tod hat eine empfindliche Lücke gerissen. Doch was bleibt uns besseres und verdienstlicheres zu tun übrig, als nach dem Beispiel des frommen Job zu

prechen: „Du, o Herr, hast sie uns gegeben, du hast sie uns wieder genommen, dein heiligster Wille sei gepriesen!“

Wollen wir besonders eifrig für unsere teure Mitschwester beten, damit sie recht, recht bald mit dem himmlischen Bräutigam in der ewigen Glorie vereint werde. R. I. P.

Herr, wer kennet deine Wege,
Wer kann deinen Ratsschluß seh'n?
Eitel ist der Menschen Pflege.
Blumen welken und vergeh'n.
Aus des Lebens Blütezeit
Riebst du sie zur Ewigkeit.

Die du riefest, Vater, führe
Zu der Auserwählten Schar,
Die in ewig reiner Zierde
Folgt dem Lamm immerdar;
Daß sie zu der Harfe Klang
Ewig sing den Preisgesang.

Uns, o Vater, laß auf Erden
Stets zum Tod bereitet sein,
Und wenn wir gerufen werden
Nach dem heiligen Willen dein,
Daß uns in den sel'gen Höhn
Alle bei dir wieder sehn.



Brief aus Boroma, Mozambique.

(Schluß.)

Aber die Gefahr mit den wilden Tieren ist zu groß. Die Tiger kommen bis in den Hühnerhof und die Leoparden sogar in die Küche. Löwen, Tiger und Hyänen fallen oft die Kinderherde an. Die Schwarzen wagen es vor lauter Angst nicht mehr, am Abend noch vor die Türe zu gehen.

Gesundheitlich geht es uns soweit gut. Schwester Virginia leidet ja sehr unter der Hitze, aber sie hält sich stets tapfer. Ich kann alle 8 bis 14 Tage mit Fieber rechnen, doch geht es immer wieder vorüber. Wir sind ja so glücklich, daß wir in Afrika sind. Alles aus Liebe zu Gott für die Seelen!

„Treu bis zum Tod' durch Sturm und Sonnenglut,
Herr gib mir Kraft und frohen Schaffensmut,
Daß ich in deinem Dienste harre aus
Und Ehre mache meinem Mutterhaus.“

Das singen wir oft zusammen und wir freuen uns schon, wenn die Schwestern bald kommen. — Vielleicht bringen sie auch Kochtöpfe, denn hier ist alles nur mehr Stückwerk. Aus den letzten Exerzitien von Heilig Blut ist mir das Wort unvergeßlich: „Die heilige Armut ist die Poesie des Ordenslebens.“ Wie vieles mangelt uns hier! Aber statt zu klagen, sagen wir dann fröhlich: „Ach ja, die heilige Armut ist die Poesie.“ Wir beide haben ja den lieben Heiland hier so ganz allein für uns, und wie arm ist er! — In seiner und Mariens Liebe verbleibe ich in dankbarer Liebe

Ihre Schwester Lebuina.